

„An der Themse wächst man sich anders aus als am Stechlin“

Theodor Fontane und England

Jürgen Eder

Abstract

„On the Thames you grow up differently than on the Stechlin“. Theodor Fontane and England
What has become a recognised component of German studies today in various varieties and theoretical concepts of “intercultural literature” is not as “new” as people often like to pretend. Goethe’s concept of “world literature” and Heine’s Franco-German writings are still without the theoretical concept, but in practice they are already in many ways what constitutes intercultural literature today. One author who has not yet received much attention in this respect is Theodor Fontane with his travelogues from England and Scotland, in which he attempts to convey to Germans images of a nation whose image was not exactly the best.

Keywords: Intercultural Literature, England, Fontane, German-English Relations

ORCID: 0000-0001-5619-4148

Contact: University of South Bohemia, eder@ff.jcu.cz

DOI: 10.15452/StudiaGermanistica.2024.34.0004

Dieser Gedanke Woldemars im ‚Stechlin‘ (Fontane 1985:672) ist alles andere als lediglich eine launische Sottise. Es folgt explizit Theodor Fontanes Erfahrungen und Reflexionen zu England: Drei Mal war er in diesem Land, als junger Soldat 1844 für eine Woche, 1852 als Pressereferent der preußischen Regierung für sechs Monate und schließlich in derselben Funktion von Herbst 1855 bis Januar 1859, insgesamt also an die 5 Jahre. Nimmt man eine quasi „sekundäre“ Quellenkunde in Form von Lektüre, Studien, Korrespondenz usw. hinzu, darf man wohl behaupten, dass es sich hier um eine nicht bloß oberflächliche interkulturelle Begegnung handelt. Es gibt keinen zweiten deutschen Schriftsteller im 19. Jahrhundert, der sich so lange in England aufgehalten hat. Karl Marx, von dem noch die Rede sein wird, einmal ausgenommen. Der Fontane-Spezialist Hans Heinrich Reuter sieht in dieser Beziehung die „eigentliche Geburtsstunde des Realisten“ Fontane, spricht sogar von einer „englischen Wende“ in seiner Biographie (Reuter 1991:11). Im Gegensatz zu Heine, der London einige Zeit zuvor besucht hatte, und zwar wie Fontane Londons „Großartigkeit“, Weitläufigkeit, Vitalität hervorgehoben, dann aber sozialkritisch auf die Schattenseiten der rasanten Industrialisierung Englands hingewiesen hatte (Hädecke 1989:199–205). Heines „Studium“ beschränkte sich auf wenige Wochen, eine Übersiedlung nach England war nie auch nur im Ansatz angedacht worden, indes Fontane während seines zweiten und dritten Aufenthalts ernsthaft darüber nachdachte, sich

für immer auf der Insel niederzulassen. Heine konnte also schon rein zeitlich keine Bedingungen für etwas wie „interkulturelle Einblicke“ schaffen, wie er sie für seine Frankreich-Studien leistete. Anders verhält es sich im Falle von Karl Marx, später auch Friedrich Engels. Engels studiert, ganz konkret vor Ort, die „Lage der arbeitenden Klasse“, Marx in der damals mit 2 ½ Millionen Menschen größten Stadt der Welt in der British Library Ökonomie vor allem englischer Provenienz. Wie Fontane zeitweise auch erlebte er konkret am eigenen Leib die Schattenseiten der expandierenden Metropole, in hohen Preisen, Wohnungssuche, Anonymität. Dort erlebten beide auch schon das, was Folgen einer frühen Globalisierung waren: imperialistische Überheblichkeit verbunden mit Missionarstum, ein Vielvölkergemisch, wie es heute zum Bild jeder größeren Stadt gehört. Marx freilich findet, anders als Fontane und Heine nicht ganz unähnlich, dass die Engländer „tief unter den Deutschen stünden“ (Neffe 2017:261–273).

Wir sind heute gewohnt, Globalisierung und Interkulturalität zumeist im „Transformator“ angloamerikanischer Art zu erleben, sprachlich wie kulturell. Technologien, Wissenschaft, Wirtschaftsweisen, Populärkultur und Alltag machen fast jeden und zwangsläufig zu jemandem, der England und v.a. natürlich die USA als Teil seiner „Lebenswelt“ im Sinne von Jürgen Habermas erlebt. Im 19. Jahrhundert, wie bekannt in Europa recht eigentlich bis zum Ersten Weltkrieg, ist England und nicht Amerika die immer dominantere politische und ökonomische, global ausgreifende Macht – kulturell allerdings hat sich dies kaum ausgedrückt. Auf dem Kontinent, und besonders in Deutschland, ist Frankreich nach wie vor der Fixpunkt, nicht zuletzt was einen Lebensstil angeht. Heine und Börne in Paris, zuvor Goethe und Winckelmann in Rom, das war der kulturelle Radius, London und England gehörten bei den deutschen Intellektuellen bis dato so gut wie nicht dazu. Ausnahmen wie Fürst Pückler-Muskau's Reiseberichte, die sich aber mehr auf Parks und Gärten denn soziales Leben konzentrierten, bestätigen nur die Regel. Eher gab es Verachtung für das „Händler“-Volk, weshalb denn auch Fontanes Anglophilie eine markante Ausnahme bildet. Natürlich: Shakespeare! Aber der wurde selten bis nie in Verbindung mit seinem Herkunftsland rezipiert, sondern fast schon „eingedeutscht“. Für Fontane hingegen war die Insel so etwas wie ein Utopia, ein gelobtes Land: „Seit Jahren blickt ich auf England wie die Juden in Ägypten auf Kanaan“ schreibt er 1844 (Reuter 1991:59). Zwar – wie jede Euphorie – dämpft sich dieses Gefühl durch Erfahrungen mit Realitäten – aber England, das Englische bleiben so etwas wie die „andere Seite“ seines märkischen Bewusstseins. Dies übertrug er auch auf die eigene Familie; den Sohn nannte er *George*, die Gattin lebte einige Zeit mit ihm in London und die Tochter verbrachte auch längere Zeit allein dort. So wie in der Figur des Woldemar im ‚Stechlin‘ finden wir Spuren davon immer wieder im Werk: nicht nur die beinahe 5.000 Seiten Schriften und Briefe über England, sondern auch in den Romanen hat Anglophilie, nicht ohne kritischen Kammerton, ihren Platz.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, diese „Spurensuche“ auch auf einen möglicherweise „englischen Stil“ Fontanes hin auszudehnen. Dem ist man meines Wissens noch nicht wirklich nachgekommen. Dabei würde Fontanes Hang zum Dialogischen, die berühmt-berüchtigten „Causerien“, sowie die Neigung zur Prägnanz, Klarheit und Anschaulichkeit im Vergleich mit dem englischen Presse-Duktus seiner Zeit in Fontanes Stil zu untersuchen sein. Wir wissen, dass Fontane bis in seine letzten Lebensjahre hinein englische Presseerzeugnisse, die ihm Morris aus London zusandte, studierte. Allein, hier ist nicht Raum genug für eine gründliche Stilanalyse unter dieser Perspektive, primär galt das Ziel, Ansätze einer interkulturellen Praxis in den journalistischen und autobiographischen Texten Fontanes aufzuzeigen, die „England“ als dezidiertes Thema haben. Ein gelenentlicher Blick in die Romane kann eine wirkliche Analyse seines literarischen Stils nicht ersetzen. Der Beitrag belässt in Hinsicht auf die Romane bei Äußerungen über Land und Leute oder die Verwendung von Englisch als Figurenrede.

Abgesehen von den Balladen und Gedichten, Übersetzungen aus dem Englischen zum Teil – finden wir in mehreren Romanen solche Indizes: für Effi Briest stand laut Fontane ein „englischer Backfisch“ Modell (Fontane 1994:272) und, Frau Jenny Treibel liefert ganze Dialoge in Englisch. Im ‚Stechlin‘, seinem letzten vollendeten Werk, ist die Familie der Barbys fast schon das Muster eines interkulturellen Patchworks: geboren an der mittleren Elbe, dann Leben in der Schweiz, viele

Jahre Botschaftsrat in London – die Zeit, die den alten Barby bis in die Romangegenwart ebenso prägt wie seine Töchter – später wieder die Schweiz und Italien, die Tochter Melusine heiratet einen italienischen Grafen, nach dessen Tod lässt sich die Familie dann in Berlin nieder. Nimmt man hinzu, dass der Schöpfer dieser multinationalen Welt Gascogner von Geburt war – wird man mit einiger Berechtigung davon sprechen dürfen, dass wir es hier mit einem interkulturellen Phänomen zu tun haben. In welchem Sinne interkulturell, versuche ich jetzt mit Perspektive auf Fontane zu skizzieren.

Der Historiker Jürgen Osterhammel hat Reiseberichte des 19. Jahrhunderts als Quelle wissenschaftlicher Autorität charakterisiert. Wir können sie aber auch, unter bestimmten Voraussetzungen, als Dokumente und Ausdruck interkultureller „Verhandlungs-Prozesse“ lesen. Alfred Opitz hat in einer Studie über die, Problematik interkultureller Imagination in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts‘ vom „Reisen selbst als interkultureller Praxis“ gesprochen (Opitz 1993:659).

Dem ist dann zuzustimmen, wenn Dauer, Struktur und Intention solcher Reisen damit korrespondieren. Ein Kurztrip, ein Badeaufenthalt in Ramsgate oder auch ein Exilaufenthalt bedeuten noch keineswegs interkulturelle Praxis oder Erfahrung. Opitz wählt als Kategorien „Wahrnehmung“ und „Imagination“ (Opitz 1993:659), das heißt die Balance zwischen Vorstellung und Erlebnis, deren differenzierte Vermittlung. Der Reiseschriftsteller wird dann zum „Beobachter für andere Beobachter“, (Opitz 1993:662). Fontane beobachtet also für zeitgenössische Leser in Deutschland – die, wie ausgeführt, über England nicht eben viel wissen. Etwas Besonderes dabei ist, dass er beim zweiten und dritten Aufenthalt auch politische, offizielle Interessen zu bedienen hat: die England-Politik Preußens. Bei den letzteren Beiträgen ist bei der Bewertung darauf Rücksicht zu nehmen.

Fontane verwendete verschiedentlich die Formulierung „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“ (Fontane 1862 <https://www.projekt-gutenberg.org/fontane/mark/mark.html> [11. 06. 2024]). Diese Dialektik bestimmt auch seine England-Darstellungen. Nach den idealisierenden, fast schon rauschhaften Erst-Begegnungen entsteht im ständigen Vergleich von Deutschland/Preußen und England etwas dem ähnlichen, was Heine für Frankreich und Deutschland unternahm. Fontane vergleicht, und mit der Zeit wird sein Urteil immer differenzierter, die Nuancen von „Anderem“ und „Eigenem“ werden immer klarer herausgearbeitet. Dazu gehört – denn interkulturell bedeutet nicht Affirmation, restlose Akkulturation – Kritik an beidem, Englischem wie Preußisch-Deutschem. Es ist kein werkgeschichtlicher Zufall, dass die Idee zu den, Wanderungen durch die Mark Brandenburg‘, dieser Liebeserklärung an eine Landschaft und ihre Menschen und Geschichten, ihm auf der Reise nach und in Schottland kommt. Seinen Ansatz im Kulturvergleich formuliert er recht klar in einer Reportage aus England im Juni 1856: „Wer darauf aus ist, sich über die Unterschiede zwischen seiner Heimat und einem fremden Lande klarzuwerden, wird gemeinhin zu schlagenden Resultaten gelangen, wenn er von den großen Erscheinungen der staatlichen und politischen Existenz absieht und statt dessen die Details des Klein- und Alltagslebens ins Auge fassend, sich die Frage zu beantworten sucht, wie verschieden die verschiedenen Völker wohnen und schlafen, essen und trinken, erwerben und sich vergnügen“ (Reuter 1991:472). Auch dass die interkulturelle Erfahrung kein Oberflächenphänomen, -erlebnis sein kann, formuliert Fontane klipp und klar: „*Etwas* Politik, *etwas* Englisch nutzt mir nichts, an halben und viertel Dingen hab ich genug in mir und das Leben erheischt von uns, dass wir etwas *Ganzes* sind“ (Reuter 1991:399). Dass Fontane dieser anspruchsvollen Vorgabe für eine interkulturelle „Expedition“ so gut als möglich gerecht wurde, möchte ich an folgenden Aspekten zumindest kurz zeigen, weil sie mir für Interkulturalität konstitutiv scheinen:

Kommunikative Fähigkeiten, also auch die Beherrschung einer Fremdsprache. Offenheit, Toleranz, aber auch Kritikfähigkeit gegenüber der anderen Kulturform. Vorwissen, Lernbereitschaft, ob es sich um Geschichte, Literatur oder Volksleben handelt. Schließlich: Erfahrungen, Erkenntnisse die über die befristete Begegnung hinausreichen.

Unter den frühen Gedichten Fontanes schon finden wir Übersetzungen aus dem Englischen, darunter erstaunlicherweise auch die englischen Arbeiterdichter. Später entstanden z. T. populär gewordene Balladen wie ‚Archibald Douglas‘, die sich an Percys ‚Reliques of Ancient English Poetry‘ und Walter Scotts ‚Minstrelsy of the Scottish Border‘ orientierten, die er im Original las.

Während seiner späteren Aufenthalte schrieb er Beiträge u.a. für die *Times*, den *Herald* und den *Morning Chronicle*. Bei seiner Bestellung als Vertreter Preußens beim Aufbau einer „Deutsch-Englischen Korrespondenz“ spielten seine Englisch-Kenntnisse eine entscheidende Rolle. Mit dem seit 1852 eng befreundeten James Morris tauschte er bis in die letzten Tage seines Lebens hinein Briefe, bekam von ihm regelmäßig englische Zeitungen. Fontane reflektiert in seinen Briefen und Tagebüchern immer wieder seine Sprachkompetenz im Englischen, ist dabei äußerst selbstkritisch. Spontanübungen wie bei einem nächtlichen Spaziergang in London – „Ich sah gen Himmel, und ihn samt seinen Wolken und Sternen betrachtend, murmelte ich unwillkürlich: „The heaven, der Himmel. The cloud, die Wolke. The star, der Stern“ (Reuter 1991:49) – solche Anfängerübungen hatte er bald nicht mehr nötig, und komische Verwechslungen wie die des Philosophen Bacon mit bacon als Schinken amüsierten ihn nur noch als Erinnerung. Gelegentlich verhalf ihm auch das eine oder andere Gläschen Sherry zur „Erhöhung meiner Lebensgeister und meiner Sprachbefähigung“ (Reuter 1991:87). Fontane erkennt auch das Phänomen, das bis heute in Übersetzungen oft eine Grenze setzt: die „Übertragung witziger Bemerkungen“ (Reuter 1991:84), von Sprachwitz in eine andere Sprache. Die These der Grumbach-Figur im ‚Stechlin‘ jedenfalls, man komme in England auch ohne diese Sprache, mit „gutem Deutsch und schlechtem Französisch“ „überall durch“ (Fontane 1985:755) teilt Fontane keineswegs. Woldemars These, „wer heutzutage nicht drei Sprachen spricht, gehört in die Ecke“ (Fontane 1985:759) trifft seine Einstellung viel eher. So finden wir im ‚Stechlin‘, noch viel mehr aber in ‚Frau Jenny Treibel‘ jede Menge Anglizismen, Dialoge über mehrere Seiten hinweg, die in Englisch geführt werden (Fontane 1985:161–163, 174–178, 218–220 usw.). Da hat man gelegentlich den Eindruck, der Roman spielt in unserer Gegenwart, wo Englisch als Teil einer Konversation ja fast schon eine Selbstverständlichkeit ist. Dass dies alles in Berlin oder gar auf einem märkischen Rittergut geschieht, und nicht nach Hamburg oder Bremen verlegt wird – ist bemerkenswert.

Fontane beherrscht Englisch dermaßen gut, dass es – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – nie zur Barriere wird. Sprachkompetenz als ein Schlüssel zur interkulturellen Kompetenz ist hier vorhanden und erlaubt Fontane in Geschichte und Kultur, Vergangenheit und Gegenwart seines Gastlandes einzutauchen. Wir wissen z.B., dass Marxens Englisch, trotz des viel längeren Aufenthaltes, erheblich lückenhafter war. Bei Fontane kann man dann den englischen Sprachduktus bis in seinen literarischen Stil hinein beobachten.

Bei einem Autor, der sein Gastland als eine Art neues Jerusalem betrachtet, ist Offenheit und Toleranz gegenüber der anderen Kultur fast eine Selbstverständlichkeit. Eher steht zu befürchten, dass diese Idolatisierung den Blick und das Urteil trübt, die idealisierende Disposition, das Bewundern-Wollen Objektivität unrealistisch macht. Im Falle Fontanes, über die 5 Jahre in England hin, ist dies ein Prozess, mit Schwankungen, aber doch erkennbarer Rationalisierung, gewonnen aus konkreter Erfahrung. Die Herausgeber der Großen Brandenburger Fontane Ausgabe sind bezogen auf die England-Berichte zu dem Urteil gekommen, dass Fontane „als professioneller Medienbeobachter und -praktiker auf die englische Szene schaut. (...) Die Differenz Fremdes/Eigenes wird inszeniert und unterminiert, durch die Übernahme literarischer Vorlagen, Muster und etablierter Topoi wird das Fremde im deutschen Zeitungsdiskurs anschlussfähig gemacht.“ (<https://www.uni-goettingen.de/de/502354.html>). Dies gilt allerdings auch, wenngleich in anderer Tönung, für die privaten Aufzeichnungen Fontanes aus diesen Jahren, Tagebücher, Briefe, Notizen. Auch hier bemüht sich Fontane, Verständnis und Offenheit für eine Kultur zu vermitteln, die noch nicht wirklich Tradition in Deutschland hat. Der Biograph Nürnberger bezeichnet Fontanes Haltung während des ersten Besuchs 1844 noch als „naiv“ (Nürnberger 1968:42), ab 1852 aber sei diese einer empathischen, aber auch kritischen Offenheit gewichen. Hans Heinrich Reuter spricht von „kritischer Liebe“ und „kritischer Bewunderung“ (Reuter 1991:16). Auf der einen Seite zeigt Fontane Bewunderung für die Nation, wo die „Macht des Gesetzes, die Freiheit des Individuums“ (Reuter 1991:60) gewährleistet sei und sich von preußisch-deutscher Obrigkeitshörigkeit wohltuend unterscheide. Diesen Aspekt der „persönlichen Freiheit“ eines jeden Engländers wiederholt er immer wieder: „Lest ihr nicht auf seiner Stirn: „Ich bin ein freier Mann!“ (Reuter 1991:62). Auch der allgemeine Lebensstandard

sei höher: „Der Engländer, selbst der gemeine Mann, macht Ansprüche und nennt [...] Kartoffeln essen: *hungern*, im sächsischen Erzgebirge aber heißt Kartoffel essen: reich, beneidenswert reich sein“ (Reuter 1991:61). Selbst Presse-Korrespondent in Regierungsdiensten bewundert er die die Freiheit der englischen Zeitungen: „Wir hingegen, also Deutschland: keine Preßfreiheit, keine Volksvertretung, keine Öffentlichkeit“ (Reuter 1991:63). Das Stereotyp, „der Engländer sei kalt und gemessen“ (Reuter 1991:63) kontert er ebenso wie jenes, dass sie Fremden gegenüber durchweg ablehnend seien. Dagegen spricht schon die beträchtliche Anzahl von Exilanten, die sich auf die Insel geflüchtet hatten.

Fontane führt seine Leser durch sämtliche Schattierungen der englischen Kultur: von der Architektur zum Transportwesen, von Religionsangelegenheiten zur nationalen Küche (ein dickes Minus!), der nationalen Malerei zur Mode, ja bis zu den Gerüchen, Lichtverhältnissen der Städte. Es bleibt wenig ausgespart – und auch den Vergleich englischer Frauen mit deutschen, worüber Melusine im ‚Stechlin‘ Woldemar nach dessen Englandaufenthalt aushorcht, bleibt er nicht schuldig – mit durchaus überraschendem Resultat!

Der Kristallisationspunkt für seine Porträts und Vergleiche, zu dem er immer wieder zurückkommt, ist London. London, mit seiner „Schönheit“, seiner „Großartigkeit“ – „es ist das Modell oder die Quintessenz einer ganzen Welt. Der [...] Umstand, dass London mehr Nachtwächter (zwölftausend) hat als das Königreich Sachsen Soldaten, ist am ehesten geeignet, eine Vorstellung von den Dimensionen dieser Riesenstadt zu geben“ (Reuter 1991:65). Diese schon rein körperliche Überwältigung lässt er seinen Woldemar Stechlin im letzten Roman noch einmal nacherleben. Aber: im Laufe der Zeit erkennt, „berechnet“ Fontane auch den Preis, den solcher Gigantismus fordert. Dann studiert der Korrespondent Statistiken, Regierungsberichte, addiert sie zu eigenen Beobachtungen und Recherchen und zeigt das „andere“ London, das verschiedene England – was für das eigne Land gerade nicht zu wünschen sei. Von „millionenfachem Elend“ (Reuter 1991:113) berichtet er, von den „Schattenseiten. Krankheit, Verbrechen und Tod“, (Reuter 1991:213) und er zählt sie auf die Verbrechen, Krankheitsquoten und dergleichen. Der Materialismus wird als fatale nationale Tendenz ausgewiesen, die sogar Englands Zukunft gefährdet: „der Höhepunkt ist überschritten, England stirbt an Erwerb und Materialismus“ (Reuter 1991:129) – oder, Marx Begriff verwendend, am schrankenlosen Kapitalismus. Ein Kapitel aus ‚Ein Sommer in London‘ ist denn auch ‚Das Goldene Kalb‘ überschrieben. „Spekulationen, Rennen und die Jagd nach Geld, Hochmut (...) der ganze Kultus des Goldnen Kalbes ist die große Krankheit des englischen Volks“ (Reuter 1991:129). Fontane übt an einigen Stellen auch schon Kritik am beginnenden Kolonialismus, der diesen Geist in die Welt hinaustrage, auch „mit dem Schwert“ (Reuter 1991:129). Unter diesen Bedingungen sieht er auch die Kunst immer stärker unter der Signatur dieses „Mammonismus“ (Reuter 1991:279).

Fontane beobachtet offen, toleriert „Besonderheiten“, ist durchaus in der Lage, die eine Seite nicht auf Kosten der anderen herabzusetzen, wägt ab, ohne sich dabei von rein persönlichen Emotionen leiten zu lassen. Man könnte sagen, er studiert durchaus *sine ira*, aber mit wachsender Ernüchterung und Skepsis, wohin sein einst geliebtes Albion steuert. England bleibt ein „most favourite“, etwa im Vergleich mit Frankreich, Italien und den vielen anderen Ländern Europas die er bereist – übrigens immer wieder auch Böhmen! – die aber nie zu einer Bedeutung gelangen wie England. Bei aller Kritik: hätte er seinen zeitwilligen Wunsch, dort zu bleiben realisieren können – Fontane hätte einen guten Engländer abgegeben.

Im Alter dichtete Fontane „Im Legendenland, am Ritterbrunnen, / Mit Percy und Douglas habe ich begonnen“ (Reuter 1991:27). Neben biographischen Erfahrungen in Swinemünde, das regen Verkehr mit England hatte, war es vor allem englische Literatur, v.a. auch solche, die dessen Historie aufgriff, die Fontane zu einer Art Vorwissen bzw. zu Mentalitätsstudien verhalf. Man mag die Bedeutung davon für eine interkulturelle Präparation anzweifeln – ich meine, sie ist durchaus eine günstige Voraussetzung. Fontane hatte schon vor seinem ersten Englandaufenthalt ein breites literarisches Wissen. Scott, Cooper, Dickens, Manyat, Thackeray und natürlich immer wieder Shakespeare – Fontane besuchte mehrere Aufführungen im Königlichen Schauspielhaus zu Berlin. ‚Hamlet‘ und

„Macbeth“ waren seine favorisierten Stücke, letzteres nicht zuletzt wegen des Schottland-Bezugs. Auf der Schottland-Reise sucht er die Schauplätze der Shakespearschen Tragödie ebenso auf wie die der Scottschen Romane. Ein besonderes Interesse galt den Stuarts, Maria und Karl. Letzterer ist auch die Hauptfigur des einzigen, Fragment gebliebenen Dramen-Versuchs Fontanes (Nürnberger 1968:64). Walter Scotts Werke waren permanente Lektüre, dort hat er das „alte“ England und Schottland gefunden, als romantisiertem Raum, dem sich viele seiner frühen Gedichte und Balladen zuwandten. Die späte, berühmt gewordene „Brück am Tay“ folgt ja trotz Gegenwartsthema zu Beginn und am Ende den Macbethschen Hexenszenen. In summa: Fontane dürfte schon vor seinen Englandaufenthalten einer der versiertesten Kenner britischer Literatur im deutschsprachigen Raum gewesen sein. Sich erinnernd an die Zeit vor der ersten England-Reise schreibt er: „Seine Sprache, seine Literatur, seine Geschichte und auch ein Stück seines modernen Lebens kenn ich, was man so „kennen“ heißt, und der große Wunsch der mich erfüllt ist der, daß dies sogenannte kennen zu einem wirklichen werden möge“ (Reuter 1991:406).

In England dann wird das Vor-Wissen aktualisiertes Wissen: er informiert sich über neuere englische Literatur, verbreitert durch Besuche in Museen, Galerien, Theaterbesuche, Visiten bekannter Bauwerke wie dem Tower, dem Tunnel unter der Themse usw. Fontane verhält sich wie ein Baedeker-Autor, besucht so gut wie alles, was für die Engländer ihre kulturellen „Erinnerungs-orte“ ausmacht, alte wie neue: den Kristallpalast, die Docks, Manufakturen, den Poets Corner, das Deutsche Theater, den Hyde Park, Hastingsfield und... und... und... All dies seiner Maxime folgend: „wer London wahrhaft erfassen will, der stürze sich (...) in das Gewühl der Menschen, oder besser noch, er besteige die outside eines Omnibus und fahre straßenauf, straßenab“ (Reuter 1991:65f.). Walter Benjamin hat in seinem „Passagen“-Werk Paris zur „Hauptstadt des 19. Jahrhunderts“ erklärt (Benjamin 1977:170-184) – Fontane hat London als solche gesehen, und er hat versucht die Stadt und das Land auch mit den Augen eines Engländers zu sehen. Vorwissen und Lernbereitschaft verbinden sich zu einer weiteren interkulturellen Qualifikation, und zwar durchaus nach heutigen Maßstäben.

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“. Fontanes England-Erfahrungen in einer lebensgeschichtlich entscheidenden Phase, zwischen 30. und 40. Jahr, haben ihn dieses Urteil finden lassen. Wie eine literarhistorische Konsequenz mutet es an, dass Fontane danach mit seinem großen Projekt der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ beginnt. Natürlich, dort gab es keine pulsierende Metropole wie London – aber Land und Leute, Geschichte und Geschichten wie er sie in England und Schottland zuerst beobachten und zu verstehen versuchte. Das Instrumentarium wurde an einer anderen Kultur entwickelt, um es dann auf die „eigene“ anzuwenden, ein Verfahren, das für gewöhnlich andersherum abläuft.

Fontane lebt und beschreibt eine interkulturelle Interaktion, die eine komplette Skala solcher Relation durchläuft: von der fast schon blinden Bewunderung über kritische Liebe bis hin zu jener Äußerung des alten Dubslav: „Aber das ist nun eine hübsche Weile her. Sie sind drüben schrecklich runtergekommen (...) lauter Jobber und die vornehme Welt obenan. Und dabei so heuchlerisch; sie sagen „Christus“ und meinen Kattun“ (Fontane 1985:769). Natürlich, das ist Figuren-Rede, also mit Vorbehalt zu sehen. Und doch: wir wissen, dass Fontane in den Alten wie Briest und Stechlin viel von sich selbst „ausdrückt“. Mag die Skepsis, Enttäuschung gegenüber dem einstigen Kanaan gewachsen sein: England, das Englische hat auf Fontane bis zuletzt vielfältig gewirkt, von der persönlichen Haltung bis zum literarischen Stil. Und ich wiederhole mich: Fontane hätte einen guten englischen Gentleman abgeben!

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

FONTANE, Theodor (1985): *Der Stechlin*. Darmstadt.

FONTANE, Theodor (1985): *Frau Jenny Treibel*. Darmstadt.

FONTANE, Theodor (1991): *Wanderungen durch England und Schottland*. Zwei Bände. Hrsg. von Hans Heinrich Reuter. Berlin.

FONTANE, Theodor (2024): *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Zugänglich unter: <https://www.projekt-gutenberg.org/fontane/mark/mark.html> [11. 06. 2024].

FONTANE, Theodor (1994): *Leben und Werk in Texten und Bildern*. Hrsg. von Otto Drude. Frankfurt am Main.

Sekundärliteratur:

HAECKE, Wolfgang (1989): *Heinrich Heine. Eine Biographie*. Reinbek bei Hamburg.

NEFFE, Jürgen (2017): *Marx. Der Unvollendete*. München.

OSTERHAMMEL, Jürgen (2007): *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München.

OPITZ, Alfred (1993): Das „innere Auge“. Zur Problematik der interkulturellen Imagination in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts. In: THUMM, Bernd / FINK, Gonthier-Louis (Hrsg.): *Praxis interkultureller Germanistik. Forschung – Bildung – Politik*. Beiträge zum II. Internationalen Kongreß der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik Straßburg 1991. München, S. 659–668.

NÜRNBERGER, Helmuth (1968): *Theodor Fontane mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg.

BENJAMIN, Walter (1977): Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts. In: BENJAMIN, Walter (Hrsg.): *Illuminationen*. Ausgewählte Schriften, Frankfurt am Main. S.170–184.

Internetquellen:

<https://www.uni-goettingen.de/de/502354.html> [11.06.2024]